

Kultur

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **19 (2012)**

Heft 213

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Bild: Florian Bachmann

«Wenn man uns umstülpt, wird es knallrot»

Mit «Blutbetriebene Kameras und quellende Räume» kehrt Pipilotti Rist im Juni an den Ort zurück, an dem alles begann: ins Kunstmuseum St. Gallen. Wolfgang Steiger hat mit ihr über die grösste Stadt der Welt, technische Konventionen und rote Plätze gesprochen.

«SAITEN»: Nimmt Ihre neue Ausstellung im Kunstmuseum Bezug zum Ort, an dem sie stattfindet?

PIPILOTTI RIST: Bezüge zu St. Gallen finden sich mehrfach. Vor achtzehn Jahren hatte ich im Zusammenhang mit dem Manorpreis im Kunstmuseum meine allererste Museumsausstellung. Das waren zwei komplette Räume im Obergeschoss plus drei Arbeiten auf dem Weg dorthin. Eine davon war der Lüster, der immer noch hängt. Auch den Raum, in dem eine Unterwasserwelt mit der St. Galler Tracht gemischt wird, zeige ich nochmals. Es ist ein Kreis, der sich schliesst. Ich gehe wieder dorthin, wo ich museumsmässig angefangen habe: mit dem gleichen Kurator, mit dem gleichen Direktor, mit dem gleichen Cheftechniker. Wir sind älter und hoffentlich gescheiter geworden. Aber es gibt auch neue Arbeiten. Ich habe jetzt mehr Räume, und doch ist die Ausstellung kleiner als die, die ich gerade in London und Mannheim gemacht habe.

Und was kommt danach?
Das Vorpensionsalter (lacht). Ich mache danach eine kleine Pause. Ein Jahr lang habe ich keinen Abgabetermin mehr, damit ich innehalten und überlegen kann, was ich noch machen möchte. Das plane ich seit drei Jahren.

Soweit es sich vor der Eröffnung vom Ausstellungstitel «Blutbetriebene Kameras und

quellende Räume» her erahnen lässt, geht es in der Ausstellung um klassische Themen der Kunst, um Räume und um das Sehen.

Einerseits ist da der geschützte Raum der Institution und andererseits der Raum der Fantasie. Wenn auf der ganzen Welt alles erforscht oder in Beschlag genommen ist, dann sind das die unbekannteren Räume, in die man noch hineingehen kann.

Im Gegensatz zum Weltbild der Renaissance mit ihren zentralperspektivischen Räumen befassen sich Ihre Arbeiten mit Denk- oder psychischen Räumen?

Kulturelle Äusserungen schlagen in den Räumen unserer Gene andere Räume vor. So öffnet die illusionistische Malerei mit ihrem Viereck die Wand. Ich arbeite eher mit Lichtprojektionen, die wiederum die Architektur und die Wand auflösen.

Zurzeit zeigt eine Ausstellung in der Lokremise innerhalb der Sammlung von Ursula Hauser unter anderem die Zellen von Louise Bourgeois. Das sind abgeschlossene Räume – wie Gefängnisse.

Wenn wir vom Ur-Raum ausgehen, ist das unser in der Haut eingeschlossener Körper. Im Raum der Gesellschaft organisieren wir, wie wir zusammenleben möchten. Die Kultur ist der Raum, in den man als einzelne abgeschlossene Zelle hi-

neingeht. Dort hört man zum Beispiel mit anderen zusammen Musik, was aus der Einsamkeit heraushilft. Gemeinsames Erleben bringt eine Diskussionsgrundlage, um sagen zu können, ob ich mich drin sehe oder nicht. Es geht um die Frage der Identität. Dazu braucht es so einen geschützten Raum wie das Museum.

Was halten Sie davon, dass dem Kunstmuseum unterstellt wird, es sei mit dem Markt verknüpft?

Ich finde die Diskussion um den Markt übertrieben. Der Fokus richtet sich zu sehr auf Klatsch. Dabei gibt es viele Leute, die auf den verschiedensten Ebenen seriös arbeiten. Früher förderten die Kirche und Fürsten die Kunst. Momentan sieht es nicht so aus, wie wenn eine demokratische Mehrheit diese Aufgabe übernehmen möchte.

Wenn man an die SVP denkt, sieht das tatsächlich nicht danach aus.

Das heisst also, dass die Künstler, um überleben zu können, sich auch eigene Strukturen erschaffen müssen.

Gibt es in Ihrer Ausstellung eine Botschaft? Wenn ich an Ihren Film «Pepperminta» denke, konnte man unschwer den Aufruf heraushören: «Fantasie an die Macht».

Ich habe verschiedene Botschaften auf verschiedenen Ebenen. Aber wenn Sie eine generelle möchten: Ich hoffe, dass den Betrachtern meiner Arbeiten Kraft und Überzeugung gegeben wird, ihre eigene Fantasie ernstzunehmen. Wir akzeptieren verhältnismässig viele Regeln, die nicht nötig wären. Das war auch die Grundidee von «Pepperminta». Eine andere Botschaft: Mich interessiert die ausserordentlich starke Bedeutung des elektronischen Bildes in unserer Gesellschaft, das so viel Kraft abzieht. Ich hoffe, dass meine Arbeit dazu animiert, wilder mit dieser Technologie umzugehen. Wenn nach der Ausstellung die Leute ihren Fernseher an die Decke montierten, fände ich das extrem cool. Es geht darum, herauszufinden, dass das Viereck, auf das wir uns dauernd konzentrieren, nur eine technische Übereinkunft ist. Nicht weil es am schönsten und besten ist, sondern weil wir abgemacht haben, dass es so sein soll, ist es so.

Gleichzeitig ist diese Technik auch Ihr Werkzeug. Ist nicht die blutbetriebene Kamera Ihr Hammer und Meissel?

Die blutbetriebene Kamera beziehe ich natürlich aufs Auge. Unsere Sinne sind jedem Medium überlegen und über Millionen Jahre evolutionär so komplex gewachsen.

Dann ist eine Kamera an und für sich ein unzulängliches Werkzeug?

Extrem unzulänglich. Aber es ist der Betrachter, der es füllt. Wie bei einem Ölbild auch: Wenn du es genau anschaust, siehst du verschiedene Schichten von Ölfarbe, die im Detail keinen Zusammenhang mit dem Inhalt haben. Erst unser Hirn und der Abstand füllen es mit Referenzen und Emotionen.

Entstehen so Gefühle?

Ja. Ein gutes Beispiel sind die Arbeiten von 1994, die noch Standard-Definition sind. Wenn das heute Leute anschauen, die an High-Definition gewöhnt sind, finden sie die alten Sachen unscharf. Vor achtzehn Jahren fiel das niemandem auf, weil das Hirn die fehlenden Informationen immer zurechnet.

Eines dieser alten Videos hat sich mir nachhaltig eingeprägt, dasjenige, in dem Sie einen Beatles-Song interpretieren.

«I'm Not The Girl Who Misses Much».

Ja genau. Ich sah es in Josef Felix Müllers Kunsthallen Ausstellung an der Wassergasse, wo Sie nachher mit Muda Mathis zusammen ausgestellt haben. Das frass sich bei mir richtig in die Festplatte ein.

Man muss natürlich sagen, dass das ein sehr gutes Lied von Lennon und McCartney ist. Weshalb sich die Arbeit so einfrisst, probierte ich auch herauszufinden. Ich bin auf den blöden Spruch gekommen, dass es meine Tragik ist zu glauben, es sei meine beste Arbeit, an die ich nie wieder

herankommen werde (lacht). – Wieso berührt das die Leute so – und mich auch? Ich glaube, weil wir uns heutzutage oft wie Marionetten fühlen.

Jeder hampelt so herum ...

Einerseits sind wir fremdbestimmt und auf der anderen Seite war das Leben noch nie so bequem wie heute. Nochmals zu «I'm Not The Girl Who Misses Much»: Obwohl alles so bequem geworden ist bei uns, fühlen wir uns getrieben, wir haben die Zeit nicht mehr selber im Griff und manchmal kommt uns ein Monat wie drei Sekunden vor.

Und das Leiden, der Schmerz, die Angst und der Tod: Was sucht das in der besten aller Welten?

Die Frage hat mit der Maslowschen Bedürfnispyramide zu tun. Weil es uns so gut geht, können wir uns um solche philosophischen Fragen kümmern, während andere ihre ganze Kraft für den Überlebenskampf brauchen. Es gibt ein Restleiden. Das Wissen und die Aufklärung machen die Leute nicht zufriedener.

Waren am Anfang auch Unkenrufe zu vernehmen, so haben die Leute Ihren roten Platz im Bleicheli-Quartier nun offensichtlich angenommen. Als künstlerische Arbeit im öffentlichen Raum war er von Anfang an ernstzunehmen. Etwa zwanzig Jahre nach Roman Signers Fass war das erst die zweite künstlerische Arbeit im öffentlichen Raum in St.Gallen in vielleicht einem halben Jahrhundert.

Ich finde es gut, wenn eine Diskussion stattfindet, und ich ertrage das auch. Aber eigentlich geht es ja um die Leute, die den Platz angenommen haben und die sich dort treffen.

Weshalb leistet sich St.Gallen so selten Kunst im öffentlichen Raum? Der Broderbrunnen zum Beispiel wurde vor etwa hundert Jahren von einem Stickereiunternehmer aus dem Oberland finanziert; er konnte sich damit in der Stadt ein Denkmal setzen.

Vielleicht hat das mit der schwindenden Identifikation der potenziellen Geldgeber mit dem Ort zu tun. Weil sich die Wirtschaft immer mehr globalisiert, fühlen sie sich nirgendwo für einen solchen Stiftungsakt verpflichtet. Nach König und Kirche kam der Geldadel, und als sich dieser zurückzog, wurde es schwierig.

Dann kam Raiffeisen.

Damals kam es im Bleicheli zur Bildung eines neuen städtischen Raumes, und dann merkte man, dass er nicht zusammenhält. Wir gewannen mit unserem Projekt den ausgeschriebenen Wettbewerb.

Blut kommt bei Ihnen immer wieder vor. Gibt es einen Zusammenhang zwischen dem roten Platz und Blut?

Ja, das war eine der Überlegungen. Im öffentlichen Raum kommt die Farbe kaum vor, aber wenn man uns umstülpt oder einen kleinen Schnitt macht, wird es knallrot. Carlos Martinez und mich interessierte es, eine Farbe zu nehmen, die sonst fehlt.

Blut führt auch noch zu einer anderen Thematik. Als Frau haben Sie eine andere Beziehung zum Blut als ein Mann.

Das Monatsblut ist ein Symbol dafür, dass alles klappt, dass man gesund ist. Es ist eine Reinigung, aber in der christlich-jüdischen Tradition gilt es als unrein – das sitzt tief in unseren Köpfen. Ich glaube, es braucht noch zwei bis drei Generationen, bis man sich wegen eines Flecks an der Hose nicht mehr zu schämen braucht. Camille Paglia hat die Theorie aufgestellt, dass unsere Hochkultur nur von Männern geschaffen werden konnte, weil diese, wenn sie pissen, schon die erste Linie ziehen, während wir Frauen nur die Wiese unter uns ein wenig bewässern. So gesehen kann man den roten Platz als Beispiel dafür nehmen; es gibt keine trennende architektonische Linie, sondern man muss sich eine hockende, weibliche Figur vorstellen, bei der Blut unten herausröpfelt.

Sagen Sie zum Schluss noch etwas über Ihre Beziehung zu St.Gallen?

Mein Hauptbezug zu St.Gallen ist mein Vater; von der Bäckerei Rist an der Teufenerstrasse. Er sagt «Mond» und meine Mutter «Muh». Sie stammt aus Grabs. Früher war ich oft in St.Gallen. Das war die Stadt, von wo die Schulbücher herkamen. Ich fand St.Gallen die grösste Stadt der Welt; als wäre es Washington. Während der Kantizeit ging ich jeweils nach St.Gallen in die Frauendisco, dort lernte ich tanzen, ohne zu fest daran zu denken, wie das aussieht.

War das im Engel? Oder in der Grabenhalle?

Nein, im Bleicheli.

Natürlich! Im Bündnerhof im Bleicheli.

Die St.Galler Frauenszene war damals sehr stark. Das autonome Jugendzentrum befand sich auch einen Sommer lang in diesem Quartier, und es gab Hausbesetzungen. 1968 wurden erste gesellschaftliche Widerstände gebrochen, die Aufbruchzeit um 1980 war aber unbefangener und konnte davon profitieren.

Genau, wir konnten auf dieser Welle reiten. Aber man schreibt sich das ja immer gerne selber auf die Fahne.

Kunstmuseum St.Gallen.

Vernissage am 2. Juni, 17 Uhr.

Mehr Infos: www.kunstmuseumsg.ch

Auf dem Dancefloor vereint

Kuduro und Bluespunk: Das Programm des diesjährigen Openairs im Sittertobel ist vor allem am ersten Abend sehens- und hörens-wert.

VON JOHANNES STIEGER



Buraka Som Sistema. Bild: pd

Mitte Mai war noch ein Fünftel der Tickets übrig: Dass das Openair im Sittertobel dieses Jahr wieder ausverkauft sein wird, zeichnet sich früh ab. Ob es am geschmacklich «eingemitteten» Programm liegt oder gar an einer neuen und musikinteressierten Generation oder eben doch daran, dass Openairs nun endgültig die erweiterten Kampfzonen der Innenstadtgrossevents geworden sind: Die Antwort darauf sei mal bis zur bierseligen Diskussion vor dem Zelt oder während der nächtlichen Busfahrt nach Hause verschoben. Bei einem Blick auf das diesjährige Openairprogramm zeigt sich nach der bedauerlichen Absage von Azealia Banks, dass der erste Abend der interessanteste Abend ist. Just jener also, den (wenigstens bis anhin) nur die Enthusiasten besuchten, die sich ein Ticket für gut zweihundert Franken leisten wollten.

Das Programm des Auftakts – der bis anhin wohl vor allem auch den Trink- und Essständen Mehreinnahmen brachte – wurde in den letzten Jahren kontinuierlich ausgebaut, und nun spielen dieses Jahr nebst den Muskelrockern Danko Jones, den Folkrockern Katzenjammer und dem Berner Rapper Knackeboul die Kuduroknaller Buraka Som Sistema aus Portugal und Angola und St.Gallens All-Girl-Riot-Blues-Trio Velvet Two Stripes.

Steife Hintern

Im Rückblick war die zweite Hälfte der Nullerjahre ziemlich aufregend, denn nach den Unruhen in den Pariser Banlieues explodierten regelrecht die Boxen; europäische, afrikanische und jamaikanische Clubsounds vermengten sich mit politischen Botschaften zu einem Gemisch, das auf den Tanzflächen für fiebrige Unruhe sorgte: 2007 veröffentlichte M.I.A. ihr zweites

Album, im folgenden Jahr tauchte Santigold auf, und Terry Lynn rappte ein Jahr drauf über die Gewalt in Kingston. Es waren vor allem auch Frauen, die mit Knarrengefuchtel und wummern Basslines für Aufsehen sorgten. Die mittlerweile auch an Veranstaltungen wie dem Super Bowl auftretende M.I.A. arbeitete vor vier Jahren zusammen mit Buraka Som Sistema am Song «The Sound Of Kuduro» für deren Debütalbum «Black Diamond».

In den achtziger Jahren entwickelte sich in Angola der Musik- und Tanzstil Kuduro, was auf Portugiesisch so viel wie «harter Arsch» oder «steifer Hintern» bedeutet. Tänzerisch zeigt sich das in rhythmischem Geruckel und waghalsigen Stürzen auf den staubigen Dancefloor – oft Angolas Strassenbelag. Musikalisch heisst Kuduro: Ragga-Beats, House-Sounds, Hip-Hop-Anleihen und Trommelkaskaden. Buraka Som Sistema trugen diesen in Lissabons Vororten Amadora und Queluz besonders verbreiteten Stil hinaus ins restliche Europa und etablierten einen emanzipierten Umgang mit dem Zusammenprall von westlicher und afrikanischer Kultur.

Cooler Blues-Punkerinnen

In den hiesigen Clubs immer zuvorderst anzutreffen sind Franca Mock und die Schwestern Sara und Sophie Diggelmann. Manchmal sieht man sie auch durch die Stadt schleichen. Erst Anfang 2011 gegründet, senden die drei mit ihrer Band Velvet Two Stripes ihre Signale schon auf mehr Kanälen als jede andere St.Galler Rockband der letzten Jahre; im «20 Minuten» verliert der zuständige Redaktor regelmässig vor Begeisterung die Beherrschung: «Die coolste Band der Schweiz» titelte die Gratiszeitung, und in der dortigen Jahreshitparade vom letzten Jahr



Velvet Two Stripes. Bild: pd

tauchten die St.Gallerinnen ziemlich weit vorne auf. In diesem Frühjahr unterschrieben sie einen Vertrag mit dem deutschen Label Snowwhite – wo nebst Fotos und Eight Legs auch Zoot Woman untergebracht sind; Anfang Juni spielen sie an der Bad Bonn Kilbi und Ende Juni erscheint die EP «Supernatural».

So trocken wie Velvet Two Stripes hat den Rock in dieser Stadt schon lange niemand mehr gespielt: Endlich verzichtet eine Band auf eine allzu klassische Besetzung, haut auf die Standpauke, drückt die Örgelitasten und verzerrt die Stimme durch eine lange, lange Telefonleitung; am anderen Ende lauschen The Kills, The Black Keys und John Spencer und noch ein paar andere Gitarrengötter. Und gerade letztere dürften der jungen Band zu denken geben: Wäre die Gitarre – zweifelsohne gekonnt! – noch karger gespielt, so bedeutete das (noch) mehr Punk.

Sittertobel St.Gallen.

Donnerstag, 28. Juni.

Mehr Infos: www.openairsg.ch

Was der See trennt

1974 wurde gegen den deutschen Journalisten Jochen Kelter ein Berufsverbot verhängt. Nun sind Texte aus drei Jahrzehnten seines Schaffens im Buch «Der Sprung aus dem Kopf» erschienen.

VON KURT BRACHARZ



Auf der anderen Seite der Landesgrenze liess sich Jochen Kelter den Mund nicht verbieten. Bild: pd

Das Erste, was einem beim Blättern in Jochen Kelters neuem Buch «Der Sprung aus dem Kopf» auffällt, ist das Fehlen von Zeit- und Quellenangaben in dieser Sammlung von grösstenteils bereits publizierten Texten aus drei Jahrzehnten. Solche Angaben sind zwar für die Lektüre nicht unabdingbar, andererseits hätte ihre Beifügung keine Mühe bereitet und – als Jahreszahl hinter dem Titel – keinen Platz weggenommen. So muss man in jenen Essays, deren Publikationsjahr einen interessieren würde, nach Details suchen, die eine Datierung ermöglichen.

Das Buch ist in zwei Abschnitte unterteilt, von denen sich die Aufsätze im ersten auf eher poetische Weise mit Kelters Wahlheimat im Thurgau und im zweiten mehr analytisch mit der Schweiz, Deutschland und deren Verhältnis zueinander beschäftigen. In Klappentext, Waschzettel, Nachwort (von Stefan Keller) und auch in den Texten ist vielfach von der «Bodenseeregion» die Rede, aber Vorarlberg, das ja doch einen wenn auch bescheidenen Anteil am Bodenseeufer besitzt (und immerhin das einzige in voller Länge frei zugängliche der drei Anrainerstaaten!), kommt in dem Buch nur in zwei Sätzen vor, von denen einer heisst: «Ein Vorarlberger teilt mit einem Thurgauer weder politische, soziale oder kulturelle Perspektive noch kollektive Geschichte.» Das ist wahr: Der See trennt, zumindest auf diese Distanz (bei Kelter auch auf kürzere). Das manchmal erwähnte Österreich bedeutet Wien oder auch einmal

Innsbruck ohne Bezug zur Bodenseeregion und schon gar nicht zu Kelters immer wieder beschworenem «Alemannien».

Mal mehr, mal weniger klar

Die Essays im ersten Abschnitt kreisen um «das Dorf» (Ermatingen), «die Stadt» (Konstanz) und immer wieder «die Grenze», wobei Letztere für Kelter eine Bedeutung besass, die dem Rezensenten, der in Bregenz je etwa zehn Kilometer von der Schweizer und der deutschen Grenze entfernt wohnt, unnachvollziehbar bleibt. So viel beeindruckender als die Grenzübergänge am Rhein einerseits und an der Leiblach andererseits kann die Grenze bei Kreuzlingen doch auch nicht (gewesen) sein, möchte man denken, auch wenn der badische Raum politisch immer weitaus lebhafter war als der bayerische bei Lindau.

Die lyrische Prosa der Landschaftsschilderungen gefällt aber sehr, auch wenn es in der Zusammenstellung zu vielen Wiederholungen derselben Bilder kommt und wenn Kelter am Ende dieses Bandes eingesteht, solche Sätze könne er «heute nimmermehr schreiben». Ein in seiner Klarheit und Bestimmtheit herausragender Text ist der über die muslimischen Gräber am französischen Militärfriedhof im elsässischen Sigolsheim.

Erfrischende Einsichten

Im zweiten Abschnitt des Buches sind vorwiegend politische Aufsätze versammelt, die Personen, Orte und Geschehnisse beim Namen

nennen, und hier kann Kelter manchmal recht deutlich werden, zum Beispiel, wenn er die Bemerkung des Schriftstellers Otto F. Walter von 1993, dieser lehne den EWR ab, weil damit die deutschen Fernsehsender in die Schweiz kämen und die Mundart zerstörten, trocken kommentiert: «Grösserer Blödsinn ist in diesem Zusammenhang kaum verzapft worden.» Auch über das Gutmenschentum («linksnationalistisch, realitätsfern und megaloman») und sein Verhältnis zu Multikulti («erschöpft sich im Verzehr fremdländischer Speisen und dem Besuch von Tango-Kursen») sowie Sarkozys Paris äussert er erfrischende An- und Einsichten.

Was den Deutschen Kelter veranlasst hat, seinen Wohnsitz in der Schweiz zu nehmen, war das 1974 gegen ihn verhängte Berufsverbot, das zwar drei Jahre später aufgehoben wurde, was aber nicht bedeutete, dass Kelter an seine Stelle bei der Universität Konstanz hätte zurückkehren können. Darauf kommt er in einem «Offenen Brief an den Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg», den im Sommer des Vorjahres offenbar niemand abdrucken wollte, ausführlich zu sprechen. Er fordert Kretschmann darin auf, sich von den Praktiken jener Jahre zu distanzieren, aber man kann sich nur schwer vorstellen, dass er tatsächlich eine Antwort erwartet.

Jochen Kelter: Der Sprung aus dem Kopf.

Essays und Texte 1981–2011.

Allitera Verlag, München 2012. Fr. 32.20



Eine Welt – das Plakat zu «Welt 3.0». Bild: Iija Mess

Entwicklungshilfe ohne Schwarz-Weiss

Das Theater Konstanz hat drei Jahre lang mit dem Theater Nanzikambe Arts aus Malawi zusammengearbeitet. Das Abschlussprojekt «Welt 3.0 – Maschinerie Hilfe» kommt jetzt zur Uraufführung.

VON FABIENNE NAEGELI

Die Stadt Blantyre in Malawi liegt wie Konstanz an einem See. 2009 bereiten drei Mitarbeiter des Theaters Konstanz das südostafrikanische Land und entwarfen gemeinsam mit dem einzigen professionell arbeitenden Theater Malawis, dem Nanzikambe Arts, das Projekt «Crossing Borders – Von See zu See». Sich auf Augenhöhe begegnen wollte man – ohne hegemoniale Perspektive oder europäische Grosszügigkeitsattitüde mit Entwicklungshilfecharakter für afrikanisches Theater. 2011, im zweiten Jahr des dreijährigen Projekts, kam es zu einem Inszenierungstausch. Das Theater Konstanz zeigte «Nkhata Bay – Inventing Parzival» in Malawi, und Nanzikambe Arts gaben mit ihrem Stück «The Messenger» Gastspiele in Deutschland. Den Abschluss der Zusammenarbeit bildet die gemeinsame Inszenierung «Welt 3.0 – Maschinerie Hilfe», welche diesen Monat in Konstanz Premiere feiert und anschliessend in den Grossstädten Malawis zu sehen sein wird.

Drei Sprachen, ein Thema

Die Besonderheit an dieser Kooperation ist, wie der Dramaturg Thomas Spieckermann betont,

dass die beiden Theater zusammengewachsen sind. Es gibt zwei Regisseure, zwei Ausstatter, vier Autoren sowie ein gemischtes Ensemble aus afrikanischen und deutschen Schauspielerinnen und Schauspielern. Im Stück wird denn auch Englisch, Deutsch und Chichewa gesprochen. Für die gemeinsame Inszenierung suchte man nach einem die beiden Länder verbindenden Thema und fand es in der Entwicklungshilfe. Das Autorenteam führte Interviews mit Vertretern verschiedener NGOs in Malawi und Deutschland, um zu erfahren, wie diese Entwicklungsorganisationen funktionieren, wie sie Aufträge erhalten, Projekte entwerfen und mit der schwierigen politischen Situation im Land umgehen. Des Weiteren haben sie sich im Süden Malawis ein Projekt angesehen, das ihnen als Folie für ihre fiktive Geschichte diente, die in einem Collageverfahren entstanden ist.

«Welt 3.0 – Maschinerie Hilfe» handelt von einer Entwicklungshilfegesellschaft mit Hauptsitz in Deutschland und einer Dependence in Malawi, die in einem kleinen Dorf ein Energieprojekt lanciert hat. Zur Stromgewinnung soll der Gebirgsfluss genutzt werden. Als bei einem Anschlag die Turbine zerstört wird, gerät das Projekt ins Wanken. Wie sind die Ausgaben vor den Geldgebern und der eigenen Organisation beim Scheitern des Projekts zu rechtfertigen? Was kommuniziert man nach aussen, um einen Imageschaden zu vermeiden? Soll man das Projekt stoppen, da die Gelder falsch investiert wurden? Die Zweigstelle in Malawi kämpft mit kulturellen Missverständnissen, und im Dorf machen sich Interessenkonflikte breit. Ein deutscher Ingenieur, der vor Jahren mit dem Impetus, die Dinge zu verändern, nach Malawi ausgewandert ist, blickt nur noch mit Zynismus auf seine Arbeit. Die Leiterin des auswärtigen Büros hingegen steht voller Enthusiasmus hinter dem Projekt. Ganz anders eine ihrer Angestellten, die sich ums Überleben ihrer Familie sorgt und nach dem Nutzen der Entwicklungsarbeit für das Dorf fragt.

Ohne Klischees

Aus deutscher und afrikanischer Perspektive wird im theaterpartnerschaftlichen Abschlussprojekt «Welt 3.0 – Maschinerie Hilfe» das Für und Wider von Entwicklungshilfe beleuchtet mit dem Ziel, Fragen aufzuwerfen, ohne dabei Position zu beziehen. Klischeehafte Schwarz-Weiss-Malerei wird vermieden und das Bild des jeweils anderen Landes, seine Utopien und Stereotypen in einer dialogischen Auseinandersetzung befragt. Die Zusammenarbeit mit Nanzikambe Arts soll weitergeführt werden, so Thomas Spieckermann. Momentan fehle es aber noch an den notwendigen Mitteln.

Spiegelhalle des Theaters Konstanz.

Premiere Freitag, 8. Juni, 20 Uhr.

Weitere Spielzeiten siehe

Veranstaltungskalender.

Mehr Infos: www.theaterkonstanz.de

Die Angst und das Geld

«Wenn man in Liechtenstein lebt, dann ist das Geld allgegenwärtig», sagt die 46-jährige Filmemacherin Daniella Marxer. Ist das der Grund, warum ihre Filme immer wieder um das Thema Geld kreisen?

VON ANITA GRÜNEIS



Mit ihren Filmen (hier bei einer Präsentation des Dokfilms «Zuoz») macht sich Daniella Marxer nicht nur Freunde. Bild: Daniel Ammann

Nach Liechtenstein kam sie, als sie neun Jahre alt war; ihre Mutter heiratete den Rechtsanwalt Peter Marxer. Davor lebte sie in Vorarlberg. «Das war schon ein Einschnitt, fast so, als käme ich in ein Schloss.» Beeindruckt hat sie damals vor allem das Porträt der Stiefgrosnmutter, das im Haus hing: ein überdimensioniertes Ölgemälde. Zu jener Zeit hat sich Daniella Marxer für das Thema Geld noch nicht interessiert, das begann erst in der Pubertät. Als Fünfzehnjährige kam sie in ein Internat in Ftan. Dort begann das Hinterfragen. Diskussionen mit dem

Deutschlehrer, der auch Direktor des Internats war, folgten. «Ich durfte nicht sagen, was ich dachte. Wenn ich das tat, wurde ich bestraft. Vielleicht ist das der Grund, warum ich dann Germanistik studiert habe – allerdings in Wien, die Schweiz war mir zu nah», meint Marxer.

«De toi à moi»

Seit zwanzig Jahren lebt Daniella Marxer nun in Paris. Dort begann sie aus Zufall mit dem Filmemachen. «Ich lernte einen Filmemacher kennen und half ihm bei der Arbeit.» So kam sie auf

den Geschmack. Ihr erstes eigenständiges Werk entstand 1999 und hiess «Im Wunderland», ein Dokumentarfilm über den Machtmissbrauch in Liechtenstein. Wo sie sich damit nicht allzu viele Freunde gemacht hat, und dann doppelte sie vier Jahre später auch noch nach mit «Die Kinder des Geldes», einer Dokumentation über die Auswirkungen des Finanzkapitalismus in Liechtenstein. Drei Jahre später folgte «Zuoz», ein Film über das Leben im Internat, in den sie ihre eigenen Erfahrungen einflechten konnte. Nun plant Daniella Marxer ihren ersten Spielfilm. «De toi à moi» soll er heissen und wieder steht das Thema Geld im Mittelpunkt.

«Mich wundert es schon langsam selbst, wann ich damit fertig bin», meint sie schmunzelnd und weist darauf hin, dass das Abarbeiten keineswegs therapeutisch sei. «Ich zeige, was Geld mit den Menschen macht.» Die Geschichte handelt von drei jüdischen Schwestern, die in Frankreich leben und nach dem Tod ihrer Mutter erfahren, dass sie Begünstigte einer liechtensteinischen Stiftung sind. Gegründet wurde die Stiftung 1942 für die Grossmutter, kurz bevor sie in Auschwitz ermordet wurde. «Die Zerrüttung der Einen ergibt Gelegenheiten für die Anderen. Geld gegen Schutz, das war ein fairer Handel», lässt Marxer einen liechtensteinischen Anwalt sagen. Zwei der Schwestern freuen sich über das Geld, die dritte will wissen, wer hinter der Stiftung steckt und woher das Geld stammt und beginnt nachzuforschen.

Zwischen Freiheit und Angst

Daniella Marxer will mit ihrem Film nicht in der Vergangenheit wühlen, ihr Anliegen ist ein Film über das Geld und die Angst. «Mit dem Geld kommt die Angst und wir können nichts dagegen tun», lässt sie eine der Schwestern sagen. Für Marxer bedeutet Geld aber auch Freiheit. In Frankreich hat sie erlebt, wie Freunde den Job verloren haben und nun fürchten, ihre Rechnungen nicht mehr bezahlen zu können. Diese Angst hat Daniella Marxer nicht. Ihre Ängste sind «kindlicher Natur. Wenn man kreativ arbeitet, dann kann es schon mal passieren, dass man Angst vor der Reaktion der anderen hat. Wie werden sie die Arbeit empfinden, was werden sie dazu sagen».

«De toi à moi» wird nicht gut enden, so viel verrät Daniella Marxer. Die Schwestern finden ihre Familie, aber sie fallen sich nicht in die Arme. Das Drehbuch ist geschrieben und in einem Workshop mit Schauspielern hat die Filmemacherin Erfahrungen für den Dreh gesammelt. Gesammelt wird derzeit auch noch das Geld, das für die Produktion benötigt wird. Das Budget sieht 3,5 Millionen vor. Die Dreharbeiten werden, falls alles gut geht, diesen Winter starten und in Frankreich und Liechtenstein stattfinden. Die Rollen sind noch nicht vergeben, den Titelsong hat Roland Jaeger aber bereits komponiert: «So fern und doch so nah, liegt die Zeit, die einmal war ...», heisst es darin. ◊

VON DER ROLLE

von Damian Hohl

Geld her!

«Wir haben es fast geschafft! Noch 13 Stunden und 410 Dollars! Go, go, go!» Was tönt wie bei einer langweiligen Mitmach-TV-Show, die niemand sehen will, hat aber einen ganz anderen Hintergrund: Hier wird Geld für den Kurzfilm «Deadlocked» des jungen Berner Filmemachers Johannes Hartmann gesammelt. Die Art und Weise, wie dieses zusammenkommt, sorgt derzeit für viel mediales Aufsehen und wird sich wohl bald einen festen Platz in unserem Wortschatz einrichten: Crowdfunding. Um die Jahrtausendwende in den USA erstmals aufgekommen, hat sich diese Form von Schwarmfinanzierung mittlerweile weltweit erfolgreich etabliert. Funktionieren tut es so: Auf einer Online-Crowdfunding-Plattform wird ein Projekt vorgestellt, für welches in einem beschränkten Zeitraum eine bestimmte Summe Geld gesammelt werden soll. Kommt der gewünschte Betrag in der Zeit nicht zusammen, fliessen die einzelnen Beiträge an die Mäzene zurück. Mitmachen können alle, Beiträge sind oft schon ab geringen Summen möglich. Je grösser die zugesprochene Spende, desto attraktiver die individuell gestaltete Prämie: Bei 55 Dollar für «Deadlocked» gibt es eine Special-Edition-DVD, für tausend Dollar eine private Kinovorstellung und eine Kiste Bier. Unzählige Projekte, vor allem aus den Bereichen Kunst, Film, Theater, Musik, Computer-Games und Literatur, konnten so bereits realisiert werden. Auch in der Schweiz, wo die Plattformen wemakeit.ch und 100-days.net zu den bekanntesten zählen.

Die schwarzhumorige Action-Komödie «Deadlocked» mit der Berner Beat-Punk-Legende Reverend Beat-Man (Bild) in der Rolle als Polizeikommissar gehört zu den aktuell erfolgreichen Crowdfunding-Beispielen. Ende April war der benötigte Betrag von 10'000 Dollars beisammen. Daraus soll nun Administratives und der Feinschliff für den Film bezahlt werden: der Soundmix und das Mastering, zusätzliche Visual-Effekte, die DVD-Pressung, Promo-Material und Festivalgebühren. Auch wenn ein grosser Teil der Beiträge aus dem engen Umfeld der Macher kommt: Bei diesem Projekt beteiligten sich Fans aus Indonesien, Mexiko, USA und Dänemark mit Zuschüssen. Von entscheidender Bedeutung für den Erfolg von Crowdfunding ist die Partizipation und damit die Möglichkeit, nicht nur zu spenden, sondern auch gleich ein Teil der Geschichte zu werden. Das geht vom spannenden Mitfiebern, ob ein Beitrag zusammenkommt, über die Erwähnung bei den Credits bis zur Mitbestimmung bei der Projektentwicklung. Ein bekanntes Beispiel dafür ist



Bild: pd

die derzeit im Kino laufende Nazi-Parodie «Iron Sky», welche unter anderem auf diese Weise finanziert wurde. Wer sich an der Finanzierung beteiligte, erhielt Einblicke in die Produktion und durfte Ideen zum Film beisteuern. Eine wichtige Werbefunktion erfüllen die sozialen Netzwerke Facebook und Twitter, wo um Beiträge an das sich im Rennen befindliche Projekt gebuhlt wird. Um an das gewünschte Geld zu gelangen, lassen sich die Macher der Projekte einiges einfallen. Mit einem makellosen und professionell produzierten Trailer im Seventies-Retro-Style macht das Filmteam um «Deadlocked» Lust auf mehr. In einem anderen Werbefilm wird der Regisseur von Erpressern als Studio-Geiseln festgehalten und fleht um sein Leben. Geld her – oder man lasse ihn hier nicht mehr gehen.

Ob Crowdfunding eine tragende, neue Form zur Finanzierung ganzer Kulturprojekte wird, bleibt abzuwarten. Sicher wird sich das Finanzierungsmodell weiter zur Unterstützung von Projekten etablieren, die an Fördergeldinstitutionen vorbeisclittern oder diese schon gar nicht in Anspruch nehmen wollen oder können. Und falls im Zuge des digitalen Wandels der Trend anhält, Kunst und Kultur lieber im Voraus mitzufinanzieren, als hintendrein für Bestehendes zu bezahlen, könnte Crowdfunding noch eine grosse Zukunft haben. ◊

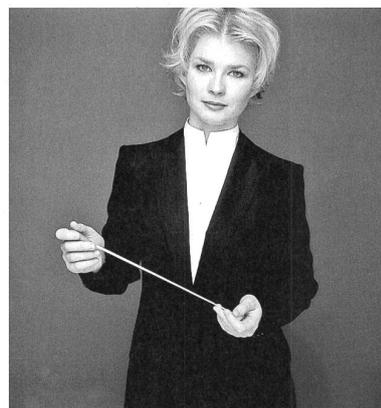


Bild: pd

FORWARD

Nichts für Mädchen

«Maestra Baltica» hiess ein Dokfilm über sie, den Arte 2007 produziert hat – da war sie gerade einmal 35 Jahre alt. Anu Tali aus Estland, die im Juni am Feldkirch Festival gastiert, gilt als eine der aufregendsten Dirigentinnen der Gegenwart. Das liegt zunächst daran, dass es von ihrer Zunft nur wenige gibt. Die Frau am Pult ist noch immer der grosse Ausnahmefall im klassischen Musikbetrieb. Dirigentinnen in der Schweiz? Da fällt einem auf Anhieb nur Graziella Contratto ein, unter anderem Leiterin der Camerata Schweiz und des Staatsorchesters von Savoyen und damit eine der wenigen Frauen «ganz oben». Oder Anna Jelmorini, Dirigentin des St.Galler Bachchors. International renommierte Dirigentinnen kann man beinahe an einer Hand abzählen: Nadia Boulanger, Julia Jones, Simone Young, Petra Müllejan oder Claire Gibault, die Europaparlamentarierin und erste Frau, die je am Pult der Mailänder Scala stand. Warum diese letzte Männerdomäne in der Klassik (nachdem auch verschworendste Macho-Orchester ihre Reihen für Frauen geöffnet haben) noch immer existiert, ist schwer zu sagen. Immerhin sind ein Viertel der Dirigier-Studenden in Deutschland Frauen; auf eine Chefposition schafft es aber kaum eine von ihnen. Ein Verdacht liegt nahe: Orchesterdirigenten haben eine bis heute so herausragend autoritäre Position, dass die schiere Machtfülle Frauen vom Job abschrecken – und Männer anziehen – dürfte.

Anu Tali hat sich nicht abschrecken lassen. Als Dirigentin sieht sie sich auch nicht in der Rolle der Chefin; vielmehr gehe es darum, eine Plattform für partnerschaftliches Musizieren zu schaffen. Gegenseitiger Respekt und bestmögliche Übereinstimmung sei die Grundlage für ein befreiendes Orchesterspiel. Der Sonderfall Anu Tali beginnt mit ihrer Geburt: Sie kommt als eineiiger Zwilling auf die Welt. Gemeinsam mit ihrer Schwester Kadri gründet sie nach ihrem Musikstudium (in Estland, Finnland und

St.Petersburg) 1997 gleich ein eigenes Orchester, das Nordic Symphony Orchestra, das jetzt in Feldkirch spielt. Anu dirigiert, Kadri organisiert, das scheint zu funktionieren: «Wir tun vieles gemeinsam, in extremen Situationen erkenne ich mich selbst in meiner Schwester, es ist schon erstaunlich», sagt sie.

Von der Frau am Pult mit den «eisblauen Katzenaugen» schreiben die Medien; Berichte über sie sind reich an Klischees – typisches Frauenschicksal. So wurde sie auch schon «tartarisch zart» genannt. Auf die Frage, ob sie das ärgert, reagierte sie in einem Interview cool: «Ach, die Menschen verbringen viel Zeit mit unnützem Zeug und lieben die Klischees. Ich würde mir wünschen, sie würden nur über die Musik reden und nicht über die anderen Dinge.» Und zur Frauenfrage weicht sie aus. «Ich lebe mein Leben, ich bin so froh über den Zugang zur Musik, ich brauche einfach nichts anderes. Deshalb mache ich mir auch keine Gedanken, ob das schwer ist oder nicht, ob ich emanzipiert bin oder nicht.» Sie sei «keine politische Person» und halte es für Zeitverlust, sich mit solchen Kategorien zu beschäftigen. Am Feldkirch Festival dirigiert Anu Tali an zwei Abenden die Oper «Fröken Julie» des finnischen Komponisten Ilkka Kuusisto sowie ein Orchesterkonzert. Das Festival ist auch sonst eine Reise wert, zum Beispiel mit seinem exquisiten Jazz-Programm. Aber auch wegen Anu Tali. Denn eine Maestra live zu erleben, wird wohl noch eine Weile die Ausnahme bleiben. Auch wenn der Sohn der amerikanisch-israelischen Dirigentin Gisèle Ben-Dor auf die Frage, ob er später auch Dirigent werden wolle, einmal geantwortet hat: «Nö, das ist was für Mädchen.» (Su.)

FELDKIRCH FESTIVAL.

Mittwoch, 6. bis Sonntag, 17. Juni.
Genauere Spielzeiten siehe
Veranstaltungskalender.
Mehr Infos: www.feldkirchfestival.at

- 1 **SPIELBODEN DORNBIERN.**
Donnerstag, 7. bis Sonntag, 17. Juni.
Genauere Spielzeiten siehe Veranstaltungskalender.
Mehr Infos: www.tanzist.at
- 2 **MÜNSTERPLATZ KONSTANZ.**
Premiere 29. Juni, 20 Uhr. Aufführungen bis 28. Juli. Genauere Spielzeiten siehe Veranstaltungskalender.
Mehr Infos: www.theaterkonstanz.de
- 3 **MUSEUM GRINDELWALD.**
Vernissage 29. Juni, 18 Uhr.
Di-Fr und So, 15 bis 18 Uhr.
Mehr Infos:
www.grindelwald-museum.ch
- 4 **BUNDESVERWALTUNGSGERICHT ST.GALLEN.**
Brunnen-Einweihungsfest
Sonntag, 3. Juni, 14 bis 16 Uhr.
- 5 **RAFIK SCHAMI:**
Die Frau, die ihren Mann auf dem Flohmarkt verkaufte. Oder wie ich zum Erzähler wurde.
Carl Hanser Verlag, München 2011.
Fr. 26.90.
- 6 **JONAS JONASSON:**
Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand.
Carl's Book, München 2011. Fr. 21.90.



THEATERLAND

Perfekter Tanz-Garten

1 Es ist wie im Himmel. Ideale Bedingungen. Ein Garten aus Menschen und organischen Derivaten und das Versprechen ewiger Schönheit. Diese Idealbedingungen herrschen in «The Perfect Garden», einem Zusammenspiel von Performance und Installation. Verantwortlich für die Produktion, die das Festival «Tanz ist» in Dornbirn eröffnet, sind die Performance-Company «Liquid Loft» und der bildende Künstler Michel Blazy. Das Künstlerteam von «The Perfect Garden» kommt bereits eine Woche vor der Premiere nach Dornbirn, um den gesamten Spielboden in einen Kunstgarten aus organischen und anorganischen Körpern, Sound und Licht zu verwandeln. Der österreichische Choreograf Chris Haring, künstlerischer Leiter von «Liquid Loft», schreibt seit fünfzehn Jahren die «Tanz ist»-Geschichte mit. Auch Michel Blazy ist in der Region bekannt. 2007 zeigte er seine utopischen Szenarien im Dornbirner Kunstraum. Letztes Jahr waren seine aus Müll- und Regentonnen quellenden Schauminstallationen im Kunsthaus Baselland zu sehen.

Zum ersten Mal hingegen treten Rudi van der Merwe und seine Compagnie Skree Wolf beim «Tanz ist» auf. Der südafrikanische Choreograf konstruiert mit der Produktion «Miss en Abyrne» eine Geschichte, in der «Bimbos» – übersetzt «blonde Tussis» – eine Revolution anführen und die Macht ergreifen, um am Ende schliesslich diktatorisch zu

versagen. Van der Merwes Erfahrungen mit dem Apartheidregime prägen diese Arbeit.

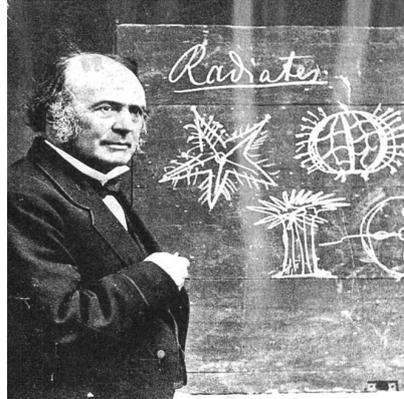
Der regionale Bezug wird in Kooperation mit dem Verein «Netzwerk Tanz Vorarlberg» hergestellt. Für das Weiterbildungsprogramm «Research» kommt mit James Wilton als Coach einer der profiliertesten Tänzer Englands nach Dornbirn. Er studierte an der London Contemporary Dance School und arbeitet unter anderem für das Scottish Dance Theatre, Sadlers Wells Opera House London und das Ballett der Oper Graz. Mit seiner Partnerin Sarah Jane Taylor wird er eine Woche mit professionellen Tanzschaffenden arbeiten. Das Resümee dieses Prozesses wird am Ende des Festivals präsentiert. James Wilton zeigt danach eine seiner spektakulären Performances und beantwortet Fragen zu seiner Arbeit.

Seit siebzehn Jahren leitet der Tänzer und Choreograf Günter Marinelli «Tanz ist» und stellt jedes Jahr zwei Programm-schienen auf die Beine. Dem zeitgenössischen Tanz im Sommer folgt der Flamenco im Herbst. Mit einem hohen Qualitätsanspruch und dem bekennenden Ja zur Kunst bringt der Festivalleiter aussergewöhnliche Kompanien und Künstlerkollektive an den Spielboden und zeigt genau den Mut, den europäische Festivals oft vermissen lassen: den Künstlern Raum zu geben und sie machen zu lassen. Und ihnen vor Ort den «perfekten Garten» zu bieten: nämlich Bedingungen, die prozesshaftes Arbeiten ermöglichen. *Mirjam Steinbock*

Konstanzer Quasimodo

2 Jeweils im Sommer spielt das Theater Konstanz Open-Air-Theater auf dem Münsterplatz. Und diesmal passt das Stück historisch ideal in den mittelalterlichen Stadtkern rund ums Münster: Gespielt wird «Der Glöckner von Notre-Dame» nach dem Roman von Victor Hugo. Die Story kennt auch, wer das Buch nicht gelesen hat, aus der Verfilmung mit Charles Laughton: Als sich Quasimodo, der taube, verkrüppelte Glöckner von Notre-Dame, zum ersten Mal hinunter in das lebhaft-pariser Grosstadtreiben wagt, verliebt er sich in die schöne Zigeunerin La Esmeralda, die allen den Kopf verdreht, inklusive dem Erzdekan Claude Frollo. Als Esmeralda als Hexe angeklagt und zum Tode verurteilt wird, setzen Quasimodo und die versammelten Pariser Bettler, Diebe und Gaukler alle Hebel in Bewegung, um sie zu retten.

Theaterdirektor Christoph Nix und sein Team haben den Roman aus dem Jahr 1831 bearbeitet und bringen die Geschichte um Hass, Selbsthass, Eifersucht, Mut und die Macht der Liebe in eine freilichttaugliche Form – samt der Hoffnung auf gut Wetter für den Buckligen. *(Su.)*



SCHAUFENSTER

Agassiz in Grindelwald

3 Einen Werkbeitrag wollte die Stadt St.Gallen letzten Herbst für die Ausstellung in Grindelwald nicht geben, um der heiligen Gemeindeautonomie nicht zu nahe zu treten – jetzt findet sie trotzdem statt: Am 29. Juni eröffnen Hans Fässler und seine Mitstreiter von der Kampagne «Démonter Agassiz» im Ortsmuseum Grindelwald ihre Ausstellung «Gletscherforscher, Rassist: Louis Agassiz (1807–2012)». Die lange Lebensdauer (205 Jahre) tönt ironisch, macht aber klar, wie folgenreich die Rassen-theorien des Westschweizer Glaziologen waren und bis heute sind. In der Ausstellung zeigt eine Tafel etwa, wie sich das Gedankengut von Agassiz bis in den Rassenhygiene-Wahnsinn der Nazis weiter verbreitet hat. Eine andere Tafel erinnert an die Agassiz-Opfer, von den Sklaven in South-Carolina bis zu Soweto, eine weitere schliesslich daran, «wie die Rezeption von Louis Agassiz als eines der bedeutendsten Rassisten in der Schweiz systematisch verschwiegen und verhindert wurde». Davon könnte Historiker und Kabarettist Fässler mehr als ein garstig Lied singen – seine vor genau fünf Jahren lancierte Agassiz-Kampagne stiess wiederholt auf heftigen Widerstand, und die Petition zur Umbenennung des Agassizhorns in Rentyhorn scheiterte nicht nur am Widerstand der Berner Oberländer und Walliser Gemeinden Guttannen, Grindelwald und Fieschertal, sondern auch, im Dezember 2010, im Nationalrat. Immerhin aber führte ein Runder Tisch zur Bereitschaft der Gemeinden, statt der Umbenennung eine Ausstellung zuzulassen. Und wenn heute überhaupt ein Bewusstsein vorhanden ist, dass auch in der Eidgenossenschaft Sklaverei und Rassismus keine Fremdwörter waren, so ist dies wesentlich der Agassiz-Kampagne zu verdanken.

Wer sich nach der Lektüre des Interviews mit David Signer und dem Beitrag zu den Völkerschauen in diesem «Saiten»-Heft für zusätzliches Anschauungsmaterial zum Thema Rassenklischees interessiert: In Grindelwald ist Gelegenheit dazu. (Su.)



Ein Pöbelfest zur Einweihung

4 Wie eine Fontäne steht er vor dem neuen Bundesverwaltungsgericht: der über drei Meter hohe **Brunnen von Anita Zimmermann**. Fast als wäre der Brunnen eine Reminiszenz an das textile Erbe der Stadt, umfliesst das Wasser den filigranen Aluminiumguss mit der Glaskristallornamentik wie ein Rock und fällt hinunter auf die über zwei Meter breite Bodenplatte, auf die die Künstlerin Tischmehrmuster eingepägt hat. Die dezente Arbeit, die ihre Vielfaltigkeit erst aus der Nähe richtig offenbart, tut wohl neben der wuchtigen Architektur des Gebäudes und dem geometrisch angelegten Platz davor.

Eigentlich könnte man die Künstlerin Anita Zimmermann «die Einladerin» nennen. Seit sie künstlerisch tätig ist, öffnet sie Räume, kümmert sie sich um das Gegenüber. 2007 hat sie an der Museumsnacht als «fil rouge» den Besucherinnen und Besuchern Museen an die Seite gestellt. Als Begründerin des «Fünfstern****», zusammen mit der Künstlerin Marianne Rinderknecht, liess sie Ateliers fürs Publikum öffnen. Auch ihre eigenen Arbeiten laden an öffentliche Räume ein. So gestaltete sie die hölzerne, drehbare Schnapsbar des Kinok oder die Bar des Frauenpavillons im Stadtpark. Und jetzt also den Brunnen auf einem Platz, den es noch einzunehmen gilt. Denn noch liegt er sonntags ausgestorben da. Am 3. Juni soll sich das ändern. Dann lädt Anita Zimmermann zum **Einweihungsfest** ihres Brunnens ein. «Es soll ein Pöbelfest werden, wie die schrägen Vögel in den Drei Weihern», sagt sie funkelnd. Eine Weile lang organisierte der «Schwarze Engel» dort ein Fest mit halbsbrecherischsten Flugobjekten. Sozusagen das «Heldenrennen» per Rampe in die Drei Weiher war das damals. An der Brunneneinweihung soll niemand vom Dach springen – Anita Zimmermann denkt da mehr ans Publikum, wenn sie von dem schrägen Vögel-Flugfest erzählt. Ganz St.Gallen soll kommen. Es gibt eine Sirupbar und Langos zu essen, Künstlerinnen und Künstler bringen weitere Leckereien, und die Band «One for You» macht die Musik dazu. – Ein Pöbelfest vor dem Bundesverwaltungsgericht? Ein schönes Bild! (ak)

LITERATOUR

mit Lea Hürlimann

Wie das Märchen in die Welt kam

5 Rafik Schami erzählt, wie Rafik Schami zum Erzähler wurde. Verantwortlich dafür war unter anderem eine Frau, die auf dem Flohmarkt in Damaskus ihren eigenen Mann zum Kauf anbot. Neben dieser Erinnerung erfährt der Leser auch eine ganze Reihe anderer herzerweichender Anekdoten aus Schamis Kindheit in Syrien. So hörte er zwei Jahre, acht Monate und einige Tage lang zusammen mit seiner Mutter Nacht für Nacht die Märchen aus Tausendundeiner Nacht im Radio und konnte danach nicht einschlafen, weil er sich ausmalte, was Scheherezade sich am nächsten Tag wohl ausdenken würde, um ihrem Tod zu entkommen. Und er machte die ersten Erfahrungen als Erzähler vor den Kindern aus der Nachbarschaft. Er begleitete seinen Vater zum Friseur, der zwar vom Frisieren keine Ahnung hatte, aber die Geschichten hinter zahlreichen Sprichwörtern kannte und so zu erzählen vermochte, dass der Junge atemlos zuhörte und kleinere Schnittwunden an Ohren und Hals in Kauf nahm. Schami sinniert in seinem neusten und persönlichsten Buch über die Tradition, Gegenwart und Zukunft der mündlichen Erzählkunst, darüber, wie das Märchen in die Welt kam und was es dort heute soll und kann. Und er berichtet über seine Anfänge als Autor und Erzähler fern von Syrien im fremden Deutschland, in der fremden, deutschen Sprache.



Raus aus dem Altersheim

6 Allan Karlsson wird hundert Jahre alt. Und obwohl es vielleicht nicht sehr freundlich ist gegenüber dem Altersheimpersonal, das schon eine Geburtstagsfeier vorbereitet hat, gegenüber dem Bürgermeister, der persönlich vorbeikommt und gratulieren will, und gegenüber der Presse, die diesen Moment für die lokalen Zeitungen festhalten will, steigt Allan Karlsson aus dem Fenster seines Zimmers im Erdgeschoss. Und geht. Am Busbahnhof soll er kurz auf den Koffer eines jungen Herrn aufpassen, aber als der Bus kommt und der Herr noch nicht zurück ist, nimmt Allan den Koffer kurzerhand mit. Er hat kein konkretes Ziel, aber zurück ins Altersheim will er auf keinen Fall, und so steigt er irgendwo im Nirgendwo aus. Praktischerweise befinden sich im Koffer fünfzig Millionen Kronen aus Drogengeschäften. Und schon bald sind die schwedische Mafia, die Polizei und die Presse hinter dem alten Mann her, dessen Verschwinden das ganze Land in Atem hält. Allan, der, wie man erfährt, in seinem hundertjährigen Leben die gesamte Weltgeschichte massgeblich prägte, findet auf der Flucht bald gleichgesinnte Freunde: einen siebzigjährigen Gelegenheitsdieb, einen Imbissbudenbesitzer, der zuvor dreissig Jahre lang praktisch alles studiert hatte, was die Universitäten zu bieten hatten, ohne allerdings je ein Fach abgeschlossen zu haben, sowie die Besitzerin einer entlaufenen Elefantendame namens Sonja. Zusammen geben sie Kommissar Aronsson ein Rätsel auf, das er nie ganz lösen wird, das aber auch sein Leben verändern wird. Die packende Geschichte wird immer aberwitziger und ist einfach nur zum Schreien komisch. Es wäre schade, mehr zu verraten.



PRESSWERK

René Sieber, Autor und Musik-Afficionado

CD des Monats

Rufus Wainwright

2 Bekanntlich haben es die Nachfahren berühmter Väter respektive Mütter besonders schwer. Siehe die Geschichte der Familie Mann. Der 38-jährige Rufus Wainwright ist da keine Ausnahme. Doch mit seinen sieben Studioalben hat sich der selbsternannte Gay Messiah eine derart spezielle Nische im Rockzirkus geschaffen, dass er den direkten Vergleich mit seinem Vater Loudon Wainwright III und seiner verstorbenen Mutter Kate McGarrigle nicht zu scheuen braucht. Ironie oder Zufall: «Out Of The Game» (Universal), das neue Album des Sohnmannes, erschien am gleichen Tag wie das neue Werk seines 65-jährigen Vaters. Massenkompabil und kommerziell war Rufus Wainwright noch nie. Lieber komponiert er nebenbei eine klassische Oper und schwärmt von so exzentrischen Stars wie Edith Piaf und Judy Garland. Doch dass Wainwright für die neuen Songs ausgerechnet den protzigen Pop-Produzenten Marc Ronson (der mit Adele, Amy Winehouse und Robbie Williams sicherlich vieles richtig machte) ausgewählt hat, lässt eine Anbandelung an den Mainstream befürchten. Tatsächlich ist dies die vielleicht poppigste Platte des New Yorkers. Doch beim intensiveren Hören von «Out Of The Game» wird klar, dass Rufus Wainwright seine Kunst nicht verraten hat. Musikalisch orientiert er sich hier nicht nur an den achtziger, sondern auch an den siebziger Jahren. Das erklärt auch die spezielle, warme, relaxte und nostalgische Leichtigkeit in den Songs. Zwischen mitreissendem Vaudeville-Donner, dezentem Country-Western-Flair, der genuinen Philip-Glass-Reminiszenz «Montauk», der beatles'esken Ballade «Sometimes You Need» und dem stark an Queen erinnernden «Rashida» reicht die Palette auch dieses Mal weit. Grenzen sind für Rufus Wainwright da, um sie zu überschreiten. Schade, dass Neil Tennant von den Pet Shop Boys die Mitarbeit an «Perfect Man» abgesagt hatte, weil das Stück angeblich zu viele Akkorde habe. Dafür spielten Nels Cline, Nick Zinner und Sean Lennon mehr oder weniger gewichtig am Album mit. Und im abschliessenden, seiner Mutter gewidmeten «Candles» singt die halbe Wainwright-Sippe als Chorsänger und -sängerinnen mit. Samt seiner Schwester Martha und inklusive Dudelsack. Ein Maestro darf auch dies. Und der Kreis schliesst sich: familiär wie musikalisch.

Sommerplatte aus Baltimore

Beach House

4 Das Trommelfell stellt sich auf, die Pupillenrotation passt sich der Langsamkeit der Melodien an, und jede umliegende, vor dem Fenster lauende oder in freier Natur kriechende Bewegung wird genauestens unter die Lupe genommen und notiert. Hinter der bewussten Gemächlichkeit in der Musik von Beach House steckt aber mehr als nur die Abwesenheit von Schnelligkeit. Das Duo scheint auch eine Art Abenteuer-Seele zu haben und wandert wagemutig auf dem schmalen Grat zwischen Stagnation und Fortbewegung. Der grosse Erfolg, den das Vorgängerwerk «Teen Dream» aus dem Jahr 2010 Victoria Legrand und Alex Sally geschenkt hat, scheint nicht spurlos an den beiden vorbeigegangen zu sein. Die Sängerin soll sich an Konzerten wie eine arrogante Diva verhalten. Nicht schön. Sympathischer mutet da schon das Pathos an, mit der Legrand über den Titel ihres neuen Albums spricht: «Eine Blüte ist vergänglich, eine flüchtige Vision des Lebens in aller Intensität und Farbenpracht, wunderschön – wenn auch nur für einen Moment.» Auch auf «Bloom» (Irascible) dominieren jene Songs, deren Höhepunkte sich aus scheinbar wahllos aneinandergereihten Tonfragmenten hypnotisch erheben. Entweder erzeugt dies Entzücken oder Langeweile. Das musikalische Feingefühl, das Beach House aufbieten, verlangen sie gleichermaßen ihren Hörern ab. Und wer sich in diesen Kosmos wagt, sich den gefühlten zwei, drei Drumcomputerbeats, den superperlenden Gitarrenläufen von Monsieur Sally und dem schwerblütigen Betäubungsgesang von Madame Legrand hingibt, wird belohnt. Die sanfte Schwebeübung im herrlichen Opener «Myth» ist dazu der ideale Einstieg. Und endgültig in den Julihimmel heben Beach House mit der zärtlichen Verschleppung im entrückten «On The Sea» ab: neben «Crawl After You» von M. Ward meine persönliche Sommer-Hymne 2012.

Newcomer des Monats

Poliça

6 Nun, ehrlich gesagt musste ich mich in punkto «Autotune» zuerst schlau machen übers Internet. Wikipedia sei Dank: «Ein Computerprogramm zur nachträglichen Tonhöhenkorrektur von digitalen Musikaufnahmen» sei darunter zu verstehen. Die US-amerikanische Entertainerin und Musikerin Cher machte Ende 1998 mit ihrer Mitträller-Hymne «Believe» den digitalen Stimmverzerrer, der es unzähligen Künstlern erlaubte, ihre stimmlichen Schwächen zu vertuschen, salonfähig. Zehn Jahre später versuchte das Rap-Grossmaul Kanye West mit seinem Album «808s & Heartbreak», diese Technik wieder populär zu machen. Es gelang ihm nur mässig. Vielleicht wird die Band Poliça aus Minneapolis auf ihrem Debütalbum «Give You The Ghost» (Musikvertrieb) mit dieser Aufnahmetechnik und überwiegend starken Songs mehr Beifall erhalten. Über zu wenig Hype kann sie sich jedenfalls nicht beklagen. Angeblich will die adrette Sängerin Channy Leanaugh ihre Stimme nicht verstecken, sondern verzieren. «Es geht da um dieses sanfte, süsse Karma, das sich irgendwie um die Melodien der Instrumente schlängelt», gibt sie geheimnisvoll preis. Auch wenn die melancholisch eingefärbte Stimmung auf diesem cleveren Album oft etwas zu keimfrei klingt, kann man sich ihr nur schwer entziehen. Denn die mit viel Hall und reichlich Manipulation aufgebrezelte Stimme verursacht mit der Zeit einen hohen Suchtfaktor. Gitarren haben bei Poliça nichts verloren. Dafür ballern zwei Schlagzeuger mit einem regelrechten Rhythmusfeuerwerk um die Wette, was den Songs neben dem treibenden Bass und dem irrlirthernden Keyboard einen soliden Grundcharakter verleiht. «Give You The Ghost» ist avancierter, elektronischer R&B, auf Augenhöhe mit Grimes und The Weeknd.

Siebers Juni-Podestli:

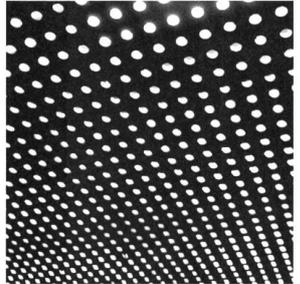
1 **MARK HOLLIS**
Mark Hollis (1998)

2 **RUFUS WAINWRIGHT**
Out Of The Game



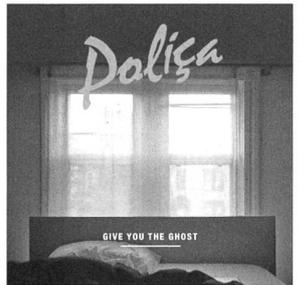
3 **PRINCE & THE NEW POWER GENERATION**
Love Symbol (1992)

4 **BEACH HOUSE**
Bloom



5 **M. WARD**
A Wasteland Companion

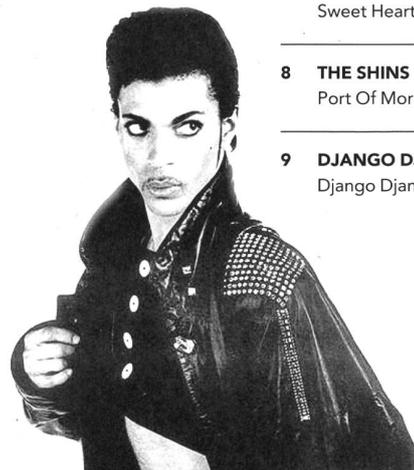
6 **POLIÇA**
Give You The Ghost



7 **SPIRITUALIZED**
Sweet Heart Sweet Light

8 **THE SHINS**
Port Of Morrow

9 **DJANGO DJANGO**
Django Django



Lieferschein

LS6

GARE DE LION

Datum
Date

im Juni 2012

FR 01 Ein kleiner Kulturabend

Reisebericht KONFLIKTTOMATEN AM WENDEKREIS
von Michael Hug und Konzert von EVALUNA &
ANUSCHKA. Eintritt frei!

SA 02 BASS ATTACK!

Die Dubstep-Drum'n'Bass-Jungle-Electro-
Electro-Party. Mit dabei: BAR9 aus England
und H.E.A.R aus der Schweiz!

DO 07 Gare.Tango

Der Tanzabend für alle Tango-Fans (und
alle, die es werden wollen). DJ Patrick
sorgt für die argentinischen Rhythmen.

SA 09 Drops (CH)

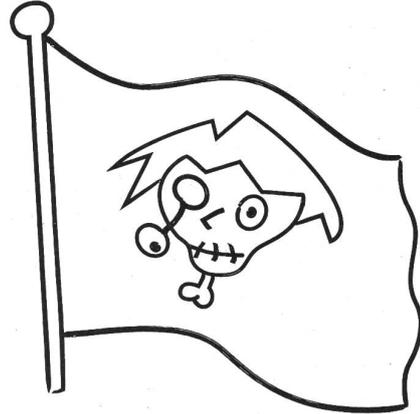
Die frische Mischung aus Ska, Reggae, Funk
und Hiphop: Die Lokalhelden taufen ihr
neues Album „Consume“ im Gare de Lion!

Verteilung / Communication / Message

Immer aktuell: der vollständige
Fahrplan auf www.garedelion.ch

Gare de Lion | www.garedelion.ch

BAR9



who's that?

MO 4.6. **Wolves in the Throne Room** (USA) Metal

SA 9.6. **Zombie Nation** (D) Electronic

FR 7.9. **Molotov** (MEX) Latino Crossover

14.6.-14.7.

Sommerbar

salzhaus.ch **Salzhaus Winterthur** starticket.ch

Saiten, unabhängig seit 1994

Jetzt Inserat buchen.

Saiten erscheint elf Mal pro Jahr in einer Auflage
von 5'800 Exemplaren. Das Kulturmagazin liegt
in 150 Kulturinstitutionen, Geschäften und
Restaurants auf. Ihre Werbung erreicht dadurch
mehr als 25'000 Leserinnen und Leser.

Infos und Beratung: verlag@saiten.ch oder 071 222 30 66

MAI & JUNI

2012

IDA ENGBERG | KURZ UND KNAPP
NAVEL | GOODBYE FAIRBANKS
PAINHEAD | SIGNORI MISTERIOSI
ELLEN ALLIEN | OLIVER SCHORIES
THE NICEGUYS | FARID BANG
BUBBLE BEATZ | ELEKTRODE
KLANGFORSCHER | PARABOIS
LOO & PLACIDO | PA-TEE | LIV
HSG BIGBAND | STIMMING
MANUEL MORENO | STARCH
BLACKTIGER | SHARLOTTE GIBSON
SUNDDIVER | KALTE HAND
NATASHA WATERS | SODA
TILTANIC | OLIVER HUNTEMANN
MARC FUHRMANN | FUKKK OFF
GRILLLOUNGE | SAINT CITY JAM

8 JAHRE KUGL



WWW.KUGL.CH